

Karina Frick, Lea Gröbel, Christina Margrit Siever

Tod und Trauer: Einleitende Überlegungen

Die Beiträge dieses Bandes gehen auf eine Tagung zurück, die im März 2023 an der Universität Zürich im Rahmen des universitären Forschungsschwerpunkts (UFSP) „Digital Religion(s)“ stattgefunden hat und auf der vor allem linguistische und theologische, aber auch Ansätze aus weiteren Disziplinen zu den Themen Tod und Trauer im Rahmen digitaler und analoger Praktiken diskutiert wurden.¹ Während ein theologischer Blick besonders auf den Tod dem Fach quasi eingeschrieben ist, sind Tod und Trauer keine Themen, die die Linguistik schon immer umgetrieben oder als Gegenstand maßgeblich mitgeprägt hätten. Erst im Zuge des sogenannten *linguistic turn* – einer neuen Sensibilisierung hinsichtlich der Sprache – in Verbindung mit dem *cultural turn*, der durch eine Perspektive auf einen produktiven menschlichen Umgang mit Kultur im Sinne eines *doing culture* gekennzeichnet ist (vgl. Linke 2011: 23–24; Hörning & Reuter 2004: 9), haben sich die sogenannten „Bindestrich-Linguistiken“ (Spitzmüller 2022: 1) gegenüber gesellschaftlich und kulturell relevanten Themen wie (unter anderem) Tod und Trauer geöffnet. Wir werden im Folgenden dafür argumentieren, dass ein interdisziplinärer – und spezifischer: ein linguistisch-theologischer – Zugang zu Tod und Trauer gerade aufgrund dieser fachgeschichtlich begründeten unterschiedlichen Gewichtungen und Perspektivierungen besonders fruchtbar ist und dadurch wichtige neue Erkenntnisse zu diesen existenziellen menschlichen Erfahrungen gewonnen werden können. Dazu gehen wir zunächst der Frage nach, wie überhaupt über den Tod gesprochen werden kann, um anschließend den Blick darauf zu richten, was nach dem Tod kommt – nicht nur im Sinne damit einhergehender Jenseitsvorstellungen, sondern vor allem hinsichtlich der als Reaktion auf einen todesbezogenen Verlust ausgelösten Trauer bei Hinterbliebenen, für die Bezugnahmen auf religiöse Motive nach wie vor ein zentrales Sinnangebot darstellen.

1 Die Tagung wurde gemeinsam von Projekt 1 (Linguistik, https://www.digitalreligions.uzh.ch/de/research/research-phase1/internaldynamics/p1_public_valediction.html; letzter Zugriff 21.01.2025) und Projekt 2 (Systematische Theologie, https://www.digitalreligions.uzh.ch/de/research/research-phase1/internaldynamics/p2_eschatological_contents_of_digital_mourning.html; letzter Zugriff 21.01.2025) aus eben jenem UFSP organisiert. An dieser Stelle möchten wir uns bei Sandro Wick bedanken, der uns bei der Herausgabe dieses Tagungsbandes tatkräftig unterstützt hat.

1 Über den Tod sprechen

Der Tod als „Grenzsituation par excellence“ (Berger & Luckmann 2021: 108) ist selbst sprachlos und macht mindestens den in den Tod gehenden Menschen sprachlos, veranlasst aber häufig auch diejenigen, die lebend zurückbleiben, sich als ‚Sprachlose‘ zu bekunden. Gilt die Sprachlosigkeit des Todes theologisch als verbreiteter Ansatzpunkt im Hinblick auf die Schwierigkeiten, vor die der Tod den Menschen und das verstehen wollende Denken stellt (vgl. z. B. den Band von Sacher 2022 und paradigmatisch etwa Ebeling 1987: 164; Jüngel 1980: 327–328), so wird man linguistisch zunächst festhalten müssen, dass *über* den Tod und *vom* Tod (und mitunter sogar *mit* dem Tod als fiktionaler Figur) gesprochen werden kann und gesprochen wird (vgl. z. B. den Band von Braun 2021): Der Tod entzieht daher nicht nur die Sprache, sondern wird besonders nach dessen Eintreffen, aber auch in seinem Bevorstehen sprachlich durchformt – und durchformt seinerseits die Sprache, insofern er stets mitteilenswert ist, wie Labov (2013: 22) hervorhebt: „[...] death and the danger of death is always reportable except in very special circumstances.“ Insofern ist die häufig aufgerufene und sich etwa auch in Phraseologismen (z. B. *jmd. fehlen die Worte, nicht die richtigen Worte dafür haben/finden, sprachlos sein* usw.) niederschlagende ‚Sprachlosigkeit‘ zumindest aus linguistischer Sicht vielmehr als metasprachlicher Topos denn als tatsächliche Sprachlosigkeit im Sinne nicht vorhandenen sprachlichen Materials zu verstehen – denn es wird ja mit Sprache auf die vermeintlich fehlende, aber eigentlich einfach als unzureichend oder unzutreffend empfundene Sprache verwiesen (vgl. dazu auch Frick 2021 sowie Schwarz-Friesel 2013: 273).

Der Tod ist nun aber nicht nur aufgrund seines Status als erschütternde Grenzerfahrung besonders „reportable“, sondern gerade auch deshalb, weil die Frage, was der Tod ist und ob sinnvoll über ein Danach des Todes nachgedacht werden kann, außerhalb des Bereichs menschlicher Erkenntnisfähigkeit liegt: Der Tod entbehrt eines jeglichen Erfahrungswissens aus der subjektiven Erstpersonenperspektive und stellt daher epistemologisch eine „absolute Erkenntnisschwelle“ (Tetens 2016: 19) dar. So sehr es als allgemein anerkanntes Wissen gilt, dass der Tod für jeden Menschen unumgänglich ist – dass wir also sterben müssen –, so wenig können wir sicher darüber wissen, was uns mit, im oder nach dem Tod erwartet (vgl. dazu auch Gregersen i. d. B.). Fraglich scheint zudem, ob wir als Menschen aus einer über uns selbst nachdenkenden, den eigenen Tod antizipierenden Perspektive den Tod als ein unser eigenes Sein negierendes Ereignis überhaupt denken

können.² Dieses Nichtwissen-Können lässt das Sprechen darüber (resp. die ‚reportability‘ des Todes) umso dringlicher erscheinen, insofern dadurch in Form von sprachlich artikulierten und kulturell gewachsenen und distribuierten Vorstellungen darüber, was mit oder nach dem Tod geschieht, wie ein ‚guter‘ Tod aussehen kann oder welche Einstellungen diesem gegenüber vertreten werden (vgl. dazu auch Schütte i. d. B.), der Erkenntnisschwelle so hypothetisch wie beharrlich etwas entgegengebracht wird. Diese Vorstellungen manifestieren sich dabei häufig in religiösen oder religiös geprägten Sinnangeboten (vgl. dazu auch Frick 2023a), denen unter anderem eine tröstliche Komponente zuerkannt wird (vgl. dazu auch Schütte sowie Dürscheid & Wüthrich i. d. B.; siehe zudem weiter unten). Davon abgesehen ist es trotz der epistemologischen Erkenntnisschwelle und Unmöglichkeit eines präzisen Wissen-Könnens unumgänglich, den Tod resp. den Moment, in dem er eintritt, zu definieren, sofern damit letztlich auch konkrete (medizin-)ethische und rechtliche Aspekte (vgl. dazu auch Özgü i. d. B.) verbunden sind, die für die Ordnung des praktischen und sozialen Zusammenlebens überindividuell tragfähig geklärt werden müssen.

Definieren bspw. Esser und Kersting den Tod (vor dem Hintergrund philosophischer Anthropologie und pragmatistischer Prämissen) als „das Ende des Lebens, oder besser, der bestimmten Lebensform einer bestimmten Person“ (Esser & Kersting 2021: 102), so weist demgegenüber schon die oben erwähnte erkenntnistheoretische „Schwelle“ in einen Sprachgebrauch, in dem der Tod – auch wenn die Schwelle als absolute bestimmt ist – nicht nur als End-, sondern zugleich als Grenzphänomen konzeptualisiert ist. Das wiederum zeigt sich auch in der sprachlichen Auseinandersetzung mit dem Tod, wenn dieser erstens als Grenze beschrieben wird (z. B.: *Dein Tod ist die Grenze deines Lebens, aber nicht das Ende der Liebe ...*³), und diese Grenze zweitens kommunikativ zu überwinden gesucht resp. als (sprachlich) überwindbar dargestellt wird, indem beispielsweise deiktisch darüber hinaus verwiesen (z. B.: *Alles Gute drüben ... :-)*) wird oder Personen adressiert werden, die die Grenze des Todes bereits überschritten haben (vgl. dazu auch Meier-Vieracker i. d. B. sowie Frick 2023b oder Stein 2021).

Daran lassen sich kulturelle Umgangsweisen mit dem Tod ablesen: So scheint die Grenze des Todes trotz epistemologisch notwendiger Entsagungen in gewissen

² Überaus häufig wird in diesem Zuge u. a. auf Epikur verwiesen, der in seinem Brief an Menoikeus schreibt, dass uns der Tod aufgrund seiner Nicht-Wahrnehmbarkeit „nicht betrifft“ (Epikur 2014: 133, vgl. dagegen Esser 2016) oder auf Wittgenstein, der feststellt: „Der Tod ist kein Ereignis des Lebens. Den Tod erlebt man nicht.“ (Wittgenstein 1984: 84, 6.4311).

³ Das Beispiel sowie die folgenden entstammen einem Korpus mit Daten von Online-Gedenkseiten, das wir im bereits erwähnten UFSP „Digital Religion(s)“ an der Universität Zürich erstellt haben (siehe ausführlich dazu auch Dürscheid & Wüthrich i. d. B.).

(sprachlichen, aber auch religiösen oder religionsähnlichen) Praktiken aufgrund der empfundenen Unaufgebbarkeit der Toten immer wieder zum Überschreiten dieser Grenze, zu deren Transzendieren anzuregen. Auch in einem zumindest statistisch erhebbar weiter zunehmend säkularen Zeitalter sind besonders im Kontext des Todes kontinuierliche Transzendierungsvollzüge beobachtbar, in denen unter anderem auf tradierte, religiös konnotierte Motive zugegriffen wird. So bildet zum Beispiel die – heute zumindest online – wohl am häufigsten verwendete Kurzformel zum Anzeigen eines Todesfalls „R.I.P.“ (vgl. Giaxoglou 2020) den Wunsch an die Verstorbenen ab, dass diese in Frieden ruhen mögen, der in dieser Kurzformulierung auf Grabinschriften und christliche Gebetskontexte für die Toten zurückzuführen und wohl aus Ps 4,9 entlehnt ist. Auch wenn davon auszugehen ist, dass dieser religiöse Hintergrund beim Großteil der Gebrauchsfälle dieser Formel mindestens verblasst oder auch vollständig elidiert ist (vgl. auch Frick 2023a), kann ein ähnlicher Wunsch in dem oft als Hoffnung formulierten Ausdruck erkannt werden, dass es den Verstorbenen dort gut gehen möge, wo sie jetzt seien. Diese Vorstellung steht religiösen Bezugnahmen auf ein Jenseits oder einer wohlwollenden Bewahrung der Toten durch und in Gott zumindest nahe, ohne selbst notwendig religiös zu sein. Schließlich wird in den Trauerpraktiken auch vermehrt auf den ‚Himmel‘ oder ein nicht näher definiertes ‚Oben‘ als Ort der Toten rekurriert – eine Vorstellung, die zwar eher an die christlich-religiös geformte mittelalterliche Kosmologie denn an moderne theologische Himmelskonzeptionen angelehnt ist und die doch ohne eine kulturgeschichtlich lange dominierende religiöse Prägung schwer zu erklären sein dürfte (vgl. Dürscheid & Wüthrich i. d. B.).

2 Nach dem Tod

Neben der absoluten Erkenntnisschwelle, die gesichertes Wissen über den Tod und über ein mögliches Danach für die Existenz der verstorbenen Person verwehrt, besteht ein zweites, deutlich besser gesichertes Danach des Todes: Es handelt sich um das Danach derjenigen, die nicht gestorben sind, sondern den Tod einer anderen Person erleben, diesen überleben und mit der daraus meistens resultierenden Trauer (vgl. Schwarz-Friesel 2013: 278) umgehen müssen. Während sich der Umgang mit dem eigenen Tod vielfach aufschieben lässt oder als Umgang mit einem besonders medizinisch zunehmend gestaltbaren Sterben eher einen Teil des vergehenden Lebens (Esser & Kersting 2021: 8) denn einen Anteil des Todes bildet, drängen sich beim Erleben des Todes von „signifikanten Anderen“ (Jakoby 2014: 272) als „soziale Veränderung, die schwer zu akzeptieren ist“ (ebd.), vielfach diejenigen Fragen auf, deren epistemologisch konsequente Entsagung existenziell gerade unzulänglich erscheint.

2.1 Wo sind die Toten?

Gerade in der Trauer um andere vollzieht sich daher ein Danach des Todes, das „einen Eingriff sowohl in das Gefühlsleben wie auch in die Handlungsfähigkeit der Hinterbliebenen dar[stellt]“ (ebd.), und im Zuge dessen zum einen die in der Regel als schmerzhaft wahrgenommene Abwesenheit der Verstorbenen realisiert wird und zum anderen Erfahrungen gemacht und Praktiken vollzogen werden, in denen diese Abwesenden als überaus präsent wahrgenommen oder aktiv (sprachlich) vergegenwärtigt werden (Fuchs 2019). Durch den Verlust einer signifikanten anderen Person ausgelöste Trauer setzt sich somit auch zusammen aus Aktivitäten, die auf dieses passive Widerfahrnis und die damit oft einhergehende Hilflosigkeit antworten. Als ubiquisierende und in diesem Sinne diffuse, entlokalisierte Emotion (Ratcliffe 2022: 7–8) wird Trauer in ihren aktiven Vollzügen zu meist rückbezogen auf die verstorbene Person und an dieser ausgerichtet. Auf diese Weise wird die Trauer zumindest momenthaft zentriert, wobei hierfür häufig auf immerhin punktuell angebbare Orte der Verstorbenen zugegriffen wird.⁴ So ist die Frage nach dem Verbleib und der Verortung der Toten ein in der Trauer immer wieder aufkommendes Bezugsproblem, die den epistemologischen illegitimen Überschritt vom diesseitigen Danach des Todes in ein jenseitiges Danach mindestens andeutet, oft aber auch sprachlich-kommunikativ unternimmt (siehe dazu auch die Beispiele oben). Sofern diese Frage den Bereich des gegebenen Wissens überschreitet, greift sie gewissermaßen auf Unbedingtes aus und reicht damit hinein in einen Bereich mit einigen Schnittmengen zum Religiösen (vgl. z. B. Barth 2003). Wo die Toten angenommen oder geglaubt werden, kann somit als ein verbindendes Referenzelement von Trauerpraktiken und der theologischen Eschatologie gelten (vgl. in Bezug auf die Eschatologie z. B. Moltmann 1995: 115–116; Etzelmüller 2021: 326–327; in Bezug auf Bestattungsgespräche auch Bühler 2023: 613–617). Ausgehend von der christlichen Religiosität, die in ihrer Selbstbeschreibung als Glauben zu bezeichnen ist, bezieht sich auch die Theologie auf die Frage, wo die Verstorbenen sind. Sie tut dies allerdings nicht zuerst aufgrund von menschlichen Trauererfahrungen, sondern unter der Bedingung eines gegebenen Glaubens, der sich selbst an das Geschehen zurückgebunden weiß, das er im Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi als ein Geschehen der unverbrüchlichen Zuwendung Gottes zum Menschen bekennt. Aus dem Glauben an dieses Geschehen erwächst christlich die konkrete Hoffnung auf eine Bewahrung der Menschen, ge-

⁴ Selbst wo sich die sprachliche Kommunikation nach einem Tod nicht mehr als Trauer, sondern als verschiedentliche bis hin zu polemischen oder zynischen Bezugnahmen auf Verstorbene beschreiben lässt, werden Annahmen darüber artikuliert, wo Verstorbene sich befinden (Bachmann-Stein & Stein i. d. B.).

rade auch in und nach ihrem Tod. Die aus diesem Glauben hervorgegangenen Vorstellungen zum Verbleib der Toten in einem Gott zugeschriebenen Wirkungsbereich sind historisch wie kulturell allerdings so diffundiert, dass sie auch heute noch in Trauerpraktiken zu finden sind, ohne dass ein entsprechender Glaube anzunehmen wäre (vgl. dazu auch Dürscheid & Wüthrich i. d. B.).

2.2 (Un)aufrichtig (digital) trauern

Beruht die Möglichkeit der Trauer auf einer tiefen sozialen Verwobenheit von Menschen mit anderen, sodass man im Verlust einer bedeutungsvollen und identitätsbildenden Person nicht einen Teil, sondern gleichsam „alles“ zu verlieren droht (vgl. Liebsch 2006: 16), so ist auch die Trauer selbst geformt von sozialen, kulturell geprägten (und prägenden) und überindividuellen Ausdrucks- und Handlungsmustern. Abseits von diesen Mustern einen emotionalen, gar ursprünglich-archaischen und universalen Kern der Trauer bestimmen zu wollen – im Sinne der von Ekman (1994) postulierten Basisemotionen –, trifft zwar die Trauerpraktiken immanente Dimension ihrer erlebten verbalen wie körperlichen Unausdrückbarkeit,⁵ scheint vor dem Hintergrund der Prägung auch des individuellen Empfindens durch sozial vermittelte Konventionen allerdings kaum möglich. Dennoch – oder gerade deshalb? – geraten die Ausdrucksformen der Trauer über den Verlust eines anderen Menschen, analog zur Sprachlosigkeit des Todes, im Moment ihrer (insbesondere öffentlichen) Artikulation in den Verdacht, ihr Betrautes damit preiszugeben, unaufrichtig oder inszeniert zu sein (vgl. Liebsch 2014: 20). Bei Formen digital artikulierter Trauer, etwa in sozialen Netzwerken, ist dieser Verdacht aufgrund der vermeintlichen Umstandslosigkeit, mit der (bspw. ein #RIP, siehe oben) gepostet werden kann, nicht nur deutlich stärker, sondern er wird in Reaktionen darauf auch unmittelbar und mitunter sehr deutlich geäußert (vgl. Marx 2019; vgl. Frick 2022). Gleichzeitig wandeln sich durch die Mediatisierung der Trauerpraktiken und die damit einhergehenden Entgrenzungspotentiale (z. B. hinsichtlich der Dauer, des Teilnehmendenkreises, aber auch des Trauergegenstands) die gesellschaftlichen und kulturellen Normen des Trauerns (vgl. dazu bspw. Jakoby, Haslinger & Gross 2013 oder Tienken 2015): Der Bezug zu den Verstorbenen wird loser, die Kontexte des Trauerns weiter (vgl. z. B.

⁵ Versteht man, wie wir das tun, Affekte mit Reckwitz (2012; 2016) als verortet in Praktiken, dann wäre ‚Unausdrückbarkeit‘ (auch im Sinne des ‚Sprachlosigkeitstopos‘) ein konstitutiver Teil des historisch gewachsenen Praktikenkomplexes *Trauer* (ebenso wie bspw. der Anspruch auf Individualität typisch für den Praktikenkomplex der ‚Liebe‘ ist oder ‚Objektivität‘ konstitutiver Teil wissenschaftlicher Praktiken ist).

Rentel i.d.B.), der Ton mitunter rauer und weniger (bzw. anders) formelhaft (vgl. dazu Bachmann-Stein & Stein i.d.B.). In diesem Sinne bedingen sich digitale und analoge bzw. Online- und Offline-Trauerpraktiken gegenseitig, indem sie einerseits als Bewertungs- und Referenzfolie – eine handschriftliche Kondolenz gilt dann vielleicht als wertvoller als eine digital verfasste – und andererseits auch als transkontextuelle Quell- und Verweisbereiche dienen (z. B. in Form der oben beschriebenen deiktischen Lokalisierungsbemühungen oder auch des digital verbreiteten #RIP).

Dieser großen Breite an sprachlichen und religiös konnotierten Todes- und Trauerpraktiken wollen wir uns in diesem Band nun annähern; dazu werden wir in einem letzten Abschnitt die Beiträge dieses Bandes kurz vorstellen.

3 Zu den Beiträgen dieses Bandes

Die vorliegende Band ist in drei Teile untergliedert. Während die Beiträge des ersten Teils primär bei analogen Praktiken im Kontext von Tod und Trauer ansetzen, behandeln die Beiträge des zweiten Teils vor allem digitale Praktiken aus eben diesem Kontext. Bei dieser Aufteilung handelt es sich lediglich um eine tendenzielle, in der mit ‚analog‘ und ‚digital‘ eher die Ausgangspunkte der Beiträge denn eine schematische, klar einziehbare Differenz bezeichnet werden. Gerade die Beiträge im Übergang des ersten zum zweiten Teil verdeutlichen exemplarisch, wie analoge und digitale, durch den Tod von Menschen ausgelöste Praktiken heute ineinander verwoben sind. Sie zeigen auch, wie sehr digitale Formen von ihren analogen Äquivalenten zehren und gleichwohl einzelne spezifisch digitale Merkmale aufweisen, die nicht zuletzt die methodischen Möglichkeiten ihrer Erforschung betreffen.

Die Beiträge des dritten Teils bieten schließlich einzelne disziplinäre Ausblicke sowie eine linguistisch-theologische Zusammenführung anhand eines konkreten Beispiels.

3.1 Tod und Trauer: Perspektiven auf analoge Praktiken

Mit der Kategorisierung der folgenden Beiträge unter dem Stichwort der ‚analog‘ Praktiken kann es sich nur um eine Behelfsbezeichnung handeln, die zudem noch unscharf, vielleicht sogar missverständlich ist. Erst durch die in den letzten

Jahrzehnten umfassend vollzogene Digitalisierung,⁶ verstanden als ein auf technischen Voraussetzungen beruhender soziokultureller Prozess, scheint es nötig geworden zu sein, Vorgänge und Umgangsweisen, die notwendig digital funktionierende Werkzeuge und Medien beinhalten und durch diese bedingt sind, von solchen zu unterscheiden, die überwiegend unabhängig von diesen vollzogen werden. Dass Praktiken, die keine digitalen Tools involvieren (oder dies nur am Rande tun), allerdings insgesamt ‚analoge‘ Praktiken sind, kann irreführend sein, bezeichnet die Analogie doch zunächst eine Operation des Denkens, in der ähnliche, gleiche oder entsprechende Größen (bspw. auch im Hinblick auf Wortbildungsprozesse oder andere sprachliche Prozeduren) zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Die Subsummierung der folgenden Beiträge unter dem Stichwort ‚analog‘ greift dagegen eher auf die alltagssprachliche Unterscheidung von ‚digital‘ und ‚analog‘ zurück, die letztlich auf die Art des Signals zurückgeht, und im Grunde Analoges vor allem als Nicht-Digitales versteht. Die Unterscheidung ist dabei weniger dichotom als eher skalar zu verstehen im Sinne von Praktiken, die als vollständig digital verstanden werden gegenüber solchen, die komplett nicht-digital sind und ganz vielen hybriden Praktiken dazwischen (vgl. Frick 2023b). Auch wenn diese Unterscheidung einer begriffsanalytischen Prüfung daher kaum standhalten kann (vgl. dazu etwas überspitzt Zimmerli 2021), erschien sie uns aufgrund ihrer etablierten Gebräuchlichkeit gerade auch als Ethnokategorie griffig, um die hier gesammelten Beiträge zu ordnen. Der erste Teil setzt daher ein mit Beiträgen, die auf nachtodliche Praktiken rekurrieren, die zunächst nicht (oder zumindest nicht substanziell) mithilfe digitaler Medien vollzogen worden sind und vollzogen werden können, wobei diese unterscheidende Charakterisierung eben gerade erst vor dem Hintergrund der heute vielfach vorliegenden digitalen Praktiken im Kontext von Tod und Trauer einen heuristischen Wert erhält.

Aus praktisch-theologischer Perspektive betrachtet Thomas Klie in seinem Beitrag den Wandel der Bestattungskultur in der Spätmoderne. Im Zuge der kulturellen Pluralisierung wird auch die Sepulkralkultur pluralisiert und traditionelle Formen wie die kirchliche Erdbestattung werden zunehmend von alternativen Bestattungsformaten abgelöst, die er drei Codes zuordnet: dem naturreligiös-ökologischen Code (z. B. Friedwald), dem ästhetisch-performativen Code (z. B. Diamantbestattung) und dem anonymisierenden Code. Dabei geht er auch auf gesetzliche Regelungen wie den deutschen Bestattungs- und Friedhofszwang und das Verbot der Ascheteilung ein, die zum Teil umgangen werden.

⁶ Da sich die Digitalisierung, wie sie hier relevant ist, vor allem auf die Verbreitung und den alltäglichen Gebrauch digitaler Medien bezieht, ließe sich mit Hepp und Krotz (2012: 10) auch von „Mediatisierung“ sprechen.

Friedrich Markewitz lotet in seinem Beitrag die Grenzen und Möglichkeiten der sprachlichen Auseinandersetzung mit dem Tod während der Shoa am Beispiel von Kommunikaten des Gettos Litzmannstadt aus. Anhand der Getto-Chronik, eines Tagebuchs und essayistischer Reportagen wird der Umgang mit Tod und Trauer unter extremen Bedingungen beleuchtet. In den genannten Kommunikaten werden Phänomene der Musterausbildung, des Musteranschlusses und des Musterabbruchs analysiert, etwa anhand von routinisierten Formulierungen oder Metaphorisationen des Todes.

Aus der Perspektive der anthropologischen Linguistik untersuchen Helga Kothhoff und Nino Lekishvili georgische Trauerrituale, indem sie traditionelle Lamentationen, d. h. Beweinungen in Form oraler Poesie als substanziellen Bestandteil eines volksreligiösen Transitionsritus, die früher in den Dorfgemeinschaften eine wichtige Rolle spielten, mit Online-Trauerbekundungen vergleichen. Exemplarisch werden eine Totenklage aus dem Jahr 1995 im Hinblick auf die Funktion dieser rituellen Gattung und Meldungen von Todesfällen sowie Beileidsbekundungen auf der in Georgien äußerst populären Plattform Facebook analysiert, insbesondere im Hinblick auf die Verwendung traditioneller Lamentoformeln, wobei auch Genderaspekte näher beleuchtet werden.

Simon Meier-Vieracker schließt mit seinem Beitrag eine Forschungslücke, indem er erstmals eine umfassende korpuslinguistische Untersuchung deutschsprachiger Todes- bzw. Traueranzeigen präsentiert. Die Keywordanalyse nach Lebensjahrzehnten zeigt unterschiedliche dominierende Themen je nach Sterbealter, beispielsweise andere Verwandtschaftsbezeichnungen oder die Bewertung des Todes sowie Todesursachen. Typische Musterformulierungen für bestimmte Altersgruppen spiegeln sich in den Key-Trigrammen wider. Schließlich wird exemplarisch die Verwendung des Lexems *Abschied* sowie die direkte Adressierung der Verstorbenen untersucht. Es zeigt sich, dass bei Einträgen in Kondolenzbüchern die Adressierung der Verstorbenen im Vergleich zur Beileidsbekundung als Textfunktion überwiegt.

3.2 Tod und Trauer: Perspektiven auf digitale Praktiken

Sofern sich Digitalität heute nicht mehr allein auf eine technische Funktionsweise von Geräten oder Werkzeugen bezieht, sondern vielmehr im Sinne einer „Kultur der Digitalität“ (Stalder 2024) bestimmte aus der Digitalisierung hervorgegangene soziale und kulturelle, routinisiert eingeübte Verhaltens- und Handlungsweisen beschreibt, erscheint es auch sinnvoll, im weitesten Sinne von ‚digitalen‘ Praktiken zu sprechen. In einer ähnlichen Linie bezeichnen Jones, Chik und Hafner (2015: 3) digitale Praktiken als „assemblages‘ of actions involving tools associated

with digital technologies, which have come to be recognised by specific groups of people as ways of attaining particular social goals, enacting particular social identities, and reproducing particular sets of social relationships“. Gut vereinbar mit diesem einigermaßen vagen Verständnis digitaler Praktiken zeigen die in diesem Abschnitt versammelten Beiträge anhand ausgewählter digitaler Praktiken soziale Normen und Konventionen im Kontext todesbezogener Trauer und (computer-)spielerischer Umgangsweisen mit dem Tod auf, die online neu deutlich und zugleich stetig ausgehandelt werden.

Korina Giaxoglou setzt sich kritisch mit dem (journalistischen) Klischee auseinander, der Tod sei in modernen Gesellschaften ein Tabuthema, indem sie untersucht, wann und unter welchen Bedingungen der Tod (öffentlich) sagbar und erzählbar ist. Sie analysiert dafür narrative Praktiken des Todes, des Sterbens und der Trauer in Social Media. Anhand eines konstruierten Beispiels sowie eines realen Instagram-Profiles zeigt sie mithilfe eines soziolinguistischen Ansatzes, wie solche Kommunikation charakterisiert werden kann und verdeutlicht dabei Kontinuitäten und Veränderungen in diesen Erzählpraktiken.

Im Beitrag von Nadine Rentel geht es um Postings zum Thema Tod und Trauer im Spannungsfeld zwischen Privatheit und Öffentlichkeit im Karrierenetzwerk LinkedIn. Analysiert werden dabei sprachliche und multimodale Gestaltungsstrategien in 25 deutsch- und englischsprachigen Postings. Die qualitative Analyse zeigt, dass einerseits traditionelle Muster übernommen werden, andererseits aber auch individuelle Erzählstrategien entwickelt werden, um eine persönliche Note einzubringen. Darüber hinaus werden metasprachliche Kommentare eingesetzt, um das Teilen dieser intimen Erfahrungen in einem öffentlichen Netzwerk zu legitimieren, wobei teilweise eine Relativierung der Bedeutung des Berufs angesichts des existenziellen Themas Tod angedeutet wird. Die Untersuchung zeigt, dass die Netzgemeinschaft überwiegend positiv auf das Teilen solcher Verlusterfahrungen reagiert.

Robert König befasst sich aus philosophisch-theologischer Perspektive mit dem Tod im Videospiel. Dazu skizziert er zunächst das auf Johan Huizinga zurückgehende Konzept des *homo ludens* und geht auf den Tod im Verständnis der christlichen Theologie ein. Der Tod im Videospiel stellt zwar einen Verlust dar, wird aber als zu lösendes Problem betrachtet, das integraler Bestandteil der Spielmechanik ist. Durch Verbesserung der Spielfähigkeiten kann der Tod vermieden werden, ebenso können sich ökonomisch gut gestellte Spielende durch In-Game-Käufe Vorteile verschaffen, die den Tod vermeiden helfen. In seinen abschließenden Ausführungen zu den theologischen Implikationen führt König aus, dass die Metapher des Todes im Videospiel nicht ganz angemessen sei, da der Aspekt der Endgültigkeit fehle, sodass der Tod im Videospiel keine eigentliche Auseinandersetzung mit der Endlichkeit darstelle.

Anhand von Reaktionen auf den Tod des emeritierten Papstes Benedikt XVI. analysieren Andrea Bachmann-Stein und Stephan Stein, inwieweit die Pietätmaxime, man solle von Toten nichts als Gutes sagen (*de mortuis nil nisi bene*), an Relevanz verloren hat und sich damit ein soziokultureller Wandel abzeichnet. Die Analyse zeigt eine Bandbreite von Reaktionen, die entweder traditionellen Erwartungen an Pietät entsprechen und zum Teil auch deren Einhaltung einfordern, oder aber Gleichgültigkeit, Genugtuung oder gar Spott zum Ausdruck bringen und damit moralische Grenzen überschreiten. Denn die Pietätmaxime kann mit der Grice'schen Qualitätsmaxime in Konflikt geraten, wobei das Wahrheitspostulat häufig als Rechtfertigung für das Abweichen von der Maxime angeführt wird. Insgesamt verdeutlicht die Analyse die komplexe Dynamik der digitalen Trauerkommunikation und das Spannungsverhältnis zwischen traditionellen Erwartungen und neuen Ausdrucksformen in diesem Kontext.

3.3 Tod und Trauer: Disziplinäre Ausblicke und Zusammenführung

Die Beiträge des dritten Teils bieten jeweils eine linguistische, theologische und rechtliche Perspektive an, die über die Erschließung und Evaluation einzelner Praktiken im Umgang mit Tod und Trauer hinausreicht und sind daher als ‚Ausblicke‘ kategorisiert. Der letzte Beitrag des Bandes zeigt, wie eine interdisziplinäre Analyse unser Verständnis von Tod und Trauer bereichern kann, indem die linguistische mit der theologischen Perspektive zusammengeführt wird.

Christian Schütte analysiert die diskursive Konstruktion von ‚Wissen‘ über eine mögliche Fortexistenz nach dem Tod in Onlineforen und deren Funktion als Trostpraktik. Jenseitsvorstellungen außerhalb etablierter philosophischer oder theologischer Diskurse sind für die Thanatolinguistik von großem Interesse. Schütte zeigt, dass Nutzende in diesen Jenseitsvorstellungen Trost suchen und sie vor allem nach ihrer tröstenden Wirkung bewerten. Diese Entwicklung markiert eine Umkehrung früherer Positionen, in denen bestimmte Jenseitsvorstellungen als reines Wunschdenken betrachtet wurden.

Niels Henrik Gregersen entwirft Grundlinien, wie der christliche Auferstehungsglaube heute verstanden werden kann. Dazu geht er grundsätzlich davon aus, dass das, was christlich als ewiges Leben bezeichnet wird, am jetzigen Leben Anhalt haben muss und dass es Erfahrungen und Verstehensweisen gibt, an denen das ewige Leben anschaulich wird. Diese speisen sich zwar nach wie vor primär aus analogen und in diesem Sinne beispielhaften Erfahrungen des erfüllten Lebens oder der Verbundenheit von Menschen untereinander und mit der außermenschlichen Natur. Allerdings habe sich durch den alltäglichen Gebrauch

digitaler Medien zunehmend eine Art ‚informationelles Weltbild‘ etabliert, in dem unter anderem eine Synchronizität von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft neu denkbar geworden ist, die klassischen Definitionen der Ewigkeit durchaus nahesteht. In einem Durchgang verschiedener phänomenologischer und hermeneutischer Annäherungen an mögliche analoge und digitale Ressourcen für ein zeitgenössisches Verständnis des Auferstehungsglaubens weist Gregersen schließlich besonders auf die eminent soziale, anti-egoistische Stoßrichtung dieses Glaubens hin.

Ramazan Özgü analysiert Trauerpraktiken aus juristischer Sicht, wobei er auf Aspekte wie den postmortalen Rechtsschutz, den Persönlichkeitsschutz, den Andenkensschutz, das Recht am eigenen Bild und die Menschenwürde eingeht. Am Beispiel der Schweizer und der deutschen Rechtsordnung betrachtet er den Tod aus verfassungs-, straf- und privatrechtlicher Sicht und analysiert mögliche Problemfelder digitaler Trauerpraktiken. Das Ziel der rechtlichen Regelungen ist es, in Bezug auf Tod und Sterben zugleich die Würde des Menschen zu achten und die Rechte der Hinterbliebenen sowie die gesellschaftlichen Werte zu respektieren und schützen.

Christa Dürscheid und Matthias D. Wüthrich untersuchen in ihrem Beitrag die Verwendung des Ausdrucks *Himmel* in der digitalen Trauerkommunikation und bringen diese in Verbindung mit theologischen Konzepten. Anhand der Analyse zweier großer Textkorpora aus Online-Gedenkseiten und Twitter zeigen sie, wie sich lexikalische Bedeutungen des Wortes *Himmel* manifestieren und wie diese im Kontext der mittelalterlichen Kosmologie einerseits und moderner theologischer Himmelskonzeptionen andererseits gedeutet werden können.

Literatur

- Barth, Ulrich (2003): Was ist Religion? Sinndeutung zwischen Erfahrung und Letztbegründung. In Ulrich Barth, *Religion in der Moderne*, 3–27. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Berger, Peter L. & Thomas Luckmann (2021): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 28. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Braun, Christian (Hrsg.) (2021): *Sprache des Sterbens – Sprache des Todes. Linguistische und interdisziplinäre Perspektivierungen eines zentralen Aspekts menschlichen Daseins* (Reihe Germanistische Linguistik 323). Berlin, Boston: De Gruyter.
- Bühler, Maximilian (2023): *Erzählen und Gestalten. Formen und Funktionen gegenwärtiger Bestattungsgespräche* (Arbeiten zur praktischen Theologie 92). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.
- Ebeling, Gerhard (1987): Des Todes Tod. Luthers Theologie der Konfrontation mit dem Tode. In *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 84 (2), 162–194.
- Ekman, Paul (1994): All emotions are basic. In Paul Ekman & Richard J. Davidson (Hrsg.), *The nature of emotion. Fundamental questions*, 15–19. New York, Oxford: Oxford University Press.

- Epikur (2014): *Brief an Menoikeus*. Edition, Übersetzung, Einleitung und Kommentar von Jan Erik Heßler. Basel: Schwabe.
- Esser, Andrea M. (2016): Der Tod geht uns nichts an? Die Täuschung des Epikur und die Verführung, „abstrakt“ zu denken. In Stefan Gosepath & Matthias Remenyi (Hrsg.), „... dass es ein Ende mit mir haben muss“. *Vom guten Leben angesichts des Todes*, 45–73. Münster: mentis.
- Etzelmüller, Gregor (2021): *Gottes verkörpertes Ebenbild. Eine theologische Anthropologie*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Frick, Karina (2021): Verbalised speechlessness. Online mourning practices. *Bulletin suisse de linguistique appliquée (Vals-Asla)* 2021 (1), 251–267.
- Frick, Karina (2022): Mediatisierte Praktiken der kollektiven Anteilnahme im Fokus metapragmatischer Kritik. In Florian Busch, Pepe Droste & Elisa Wessels (Hrsg.), *Sprachreflexive Praktiken Empirische Perspektiven auf Metakommunikation* (LiLi – Studien zu Literaturwissenschaft und Linguistik 4), 199–219. Stuttgart: Metzler.
- Frick, Karina (2023a): Religiöse Sprachgebrauchsmuster. Das Beispiel Online-Trauer. In Maria Fritzsche, Kerstin Roth, Alexander Lasch & Wolf-Andreas Liebert (Hrsg.), *Sprache und Religion. Tendenzen und Perspektiven* (Sprache und Wissen 56), 147–168. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Frick, Karina (2023b): Grenzen überschreiten. Transkontextuelle deiktische Praktiken auf Online-Gedenkseiten. In Marie-Luis Merten, Susanne Kabatnik, Kristin Kuck, Lars Bülow & Robert Mroczynski (Hrsg.), *Sprachliche Grenzziehungspraktiken – Analysefelder und Perspektiven* (Studien zur Pragmatik 5), 149–172. Tübingen: Narr.
- Fuchs, Thomas (2019): Phänomenologie der Trauer. In Hermann Kappelhoff, Jan-Hendrik Bakels, Hauke Lehmann & Christina Schmitt (Hrsg.), *Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 123–128. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Giaxoglou, Korina (2020): From Rest in Peace to #RIP. Tracing shifts in the language of mourning. In Caroline Tagg & Mel Evans (Hrsg.), *Message and Medium*, 129–148. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton.
- Hepp, Andreas & Friedrich Krotz (2012): Mediatisierte Welten. Forschungsfelder und Beschreibungsansätze – Zur Einleitung. In Friedrich Krotz & Andreas Hepp (Hrsg.), *Mediatisierte Welten. Forschungsfelder und Beschreibungsansätze*, 7–23. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hörning, Karl H. & Julia Reuter (2004): Doing Culture. Kultur als Praxis. In Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Sozialtheorie*, 9–16. Bielefeld: transcript.
- Jakoby, Nina, Julia Haslinger & Christina Gross (2013): Trauernormen. Historische und gegenwärtige Perspektiven. *SWS-Rundschau* 53 (3), 253–274.
- Jakoby, Nina R. (2014): Psychosoziale Belastungen nach dem Tod von Nahestehenden. Machen soziale Netzwerke einen Unterschied? / Suffering due to the Death of a Close Person. Do Social Networks Make a Difference? *Zeitschrift für Soziologie* 43 (4), 272–285.
- Jones, Rodney H., Alice Chik & Christoph A. Hafner (2015): Introduction. In Rodney H. Jones, Alice Chik & Christoph A. Hafner (Hrsg.), *Discourse and Digital Practices*, 1–17. London: Routledge.
- Jüngel, Eberhard (1980): Der Tod als Geheimnis des Lebens. In Eberhard Jüngel, *Entsprechungen: Gott – Wahrheit – Mensch. Theologische Erörterungen* (Beiträge zur evangelischen Theologie 88), 327–354. München: Chr. Kaiser.
- Kerstin, Daniel & Andrea M. Esser (2021): Vielfalt der Todesbilder, Einheit des Todesbegriffes. Eine pragmatistische Replik. In Gerald Hartung & Matthias Herrgen (Hrsg.), *Interdisziplinäre Anthropologie. Jahrbuch 8/2020. Tod & Sterben*, 93–120. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Labov, William (2013): *The Language of Life and Death. The Transformation of Experience in Oral Narrative*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Liebsch, Burkhard (2006): *Revisionen der Trauer. In philosophischen, geschichtlichen, psychoanalytischen und ästhetischen Perspektiven*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Liebsch, Burkhard (2014): In Worte(n) gefasst (?). Zum Verhältnis von Sprache und Trauer. In Seraina Plotke & Alexander Ziem (Hrsg.), *Sprache der Trauer. Verbalisierungen einer Emotion in historischer Perspektive*, 19–48. Heidelberg: Winter.
- Linke, Angelika (2011): Signifikante Muster. Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik. In Elisabeth Wåghäll Nivre, Brigitte Kaute, Bo Andersson, Barbro Landén & Dessislava Stoeva-Holm (Hrsg.), *Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13. 6. 2009*, 23–44. Stockholm: Acta Universitatis Stockholmiensis.
- Marx, Konstanze (2019): Kollektive Trauer 2.0 zwischen Empathie und Medienkritik. Ein Fallbeispiel. In Stefan Hauser, Roman Opiłowski & Eva L. Wyss (Hrsg.), *Alternative Öffentlichkeiten. Soziale Medien zwischen Partizipation, Sharing und Vergemeinschaftung* (Edition Medienwissenschaft 35), 109–130. Bielefeld: transcript.
- Moltmann, Jürgen (1995): *Das Kommen Gottes. Christliche Eschatologie*. Gütersloh: Chr. Kaiser.
- Ratcliffe, Matthew (2022). *Grief Worlds. A Study of Emotional Experience*. Cambridge, London: The MIT Press.
- Schwarz-Friesel, Monika (2013): *Sprache und Emotion*. 2., akt. und erw. Aufl. Tübingen: Francke.
- Spitzmüller, Jürgen (2022): *Soziolinguistik. Eine Einführung*. Berlin, Heidelberg: J.B. Metzler.
- Sacher, Konstantin (Hrsg.) (2022): *Leben mit dem Tod. Vier Essays gegen die Sprachlosigkeit*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Stalder, Felix (2024): *Kultur der Digitalität*. 6. Aufl. Berlin: Suhrkamp.
- Stein, Stephan (2021): Elektronische Kondolenzbücher. Charakteristika und Veränderungen der kommunikativen Praktik des Kondolierens in der Online-Kommunikation. In Christian Braun (Hrsg.), *Sprache des Sterbens – Sprache des Todes. Linguistische und interdisziplinäre Perspektivierungen eines zentralen Aspekts menschlichen Daseins* (Reihe Germanistische Linguistik 323), 41–70. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Tetens, Holm (2016). Der Tod – ein hoffnungsloser Fall? Eine kleine Erkenntnistheorie des Todes. In: Matthias Remenyi & Stefan Gosepath (Hrsg.), „...dass es ein Ende mit mir haben muss“. *Vom guten Leben angesichts des Todes*, 9–20. Münster: Brill | mentis.
- Tienken, Susanne (2015): Von der Fehlgeburt zum Sternenkind. Ein Neologismus und seine kulturelle Bedeutung. In Magnus P. Ångsal & Frank Thomas Grub (Hrsg.), *Visionen und Illusionen. Beiträge zur 11. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten Text im Kontext in Göteborg am 4./5. April 2014* (Nordeuropäische Arbeiten zur Literatur, Sprache und Kultur 3), 129–149. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Wittgenstein, Ludwig (1984): *Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914–1916, Philosophische Untersuchungen*. Ludwig Wittgenstein Werkausgabe Band I (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 501). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Zimmerli, Walther Ch. (2021): Analog oder Digital? Philosophieren nach dem Ende der Philosophie. In Uta Hauck-Thum & Jörg Noller (Hrsg.), *Was ist Digitalität? Philosophische und Pädagogische Perspektiven*, 9–33. Berlin, Heidelberg: Springer.